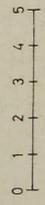


Zeichnung B. Cichy

Langenau (Kr. Ulm). Stadtpfarrkirche St. Martin. Archäologischer Gesamtplan



Die Evang. Stadtpfarrkirche St. Maria und St. Martin zu Langenau (Kr. Ulm)

Das Bild ihrer Vor- und Baugeschichte nach den Ergebnissen der Ausgrabungen 1954, 1961 und 1962 *

Von Bodo Cichy, Stuttgart

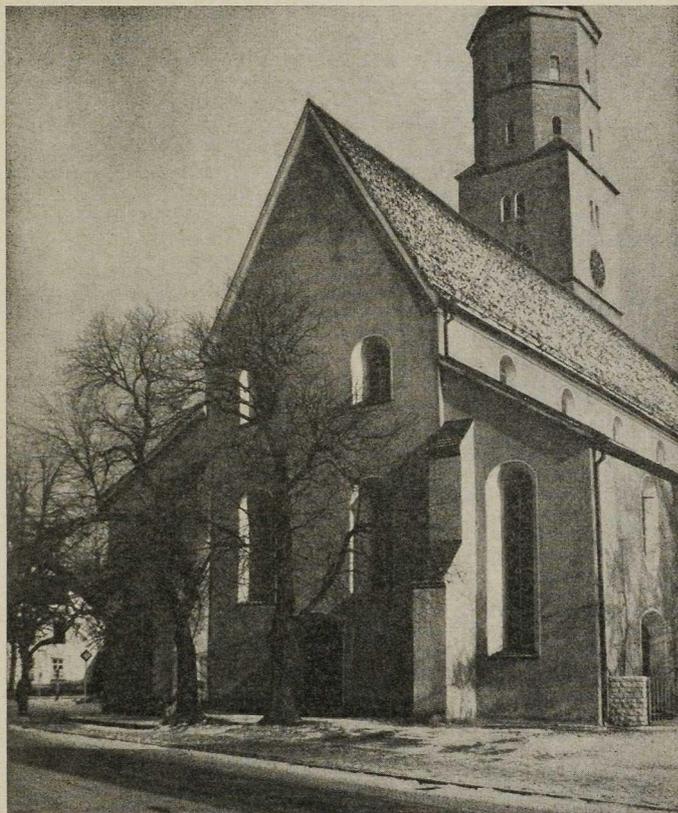
Der hier vorgelegte Beitrag zur Geschichte der Martinskirche geht zwar im wesentlichen auf die nach modernen Methoden im Jahre 1962 durchgeführten Ausgrabungen in und vor der Kirche und die Untersuchungen am aufgehenden Bauwerk zurück. Er wäre aber in dieser Vollständigkeit nicht möglich gewesen, ohne die hilfsbereite Teilnahme und das Interesse von Herrn Stadtpfarrer Palmbach und ohne den Rückgriff auf die beiden von A. Rieber, Ulm, 1954 und 1961 vorgenommenen Aktionen, die sich weitgehend auf die dokumentarische Sicherstellung des bei den Fußbodenerneuerungen zutage getretenen archäologischen Fundmaterials zu beschränken hatten. Dank sei an dieser Stelle auch Herrn Bezirkspfleger Rektor i. R. A. Heckel, Ulm, dem verdienstvollen Begründer des Langenauer Heimatmuseums, gesagt für seine zahlreichen wertvollen Anregungen und Quellenhinweise. Besonderer Dank aber gebührt Herrn Dr. med. M. Reistle, Langenau, der durch seine aktive Beteiligung an den Ausgrabungen und die Bereitstellung seines großen Wissens um die Langenauer Vergangenheit viel beigetragen hat zum glücklichen Gelingen des Unternehmens.

Unsere Betrachtung gilt der Langenauer Martinskirche und damit einem Bauwerk, das, ungeachtet seiner imponierenden Abmessungen, bislang so sehr am Rande des historischen Interesses lag, daß selbst anspruchsvollere Denkmälersammlungen, etwa Dehio/Gall und Gradmann, es allenfalls einer beiläufigen Erwähnung wert hielten. Das mag ebenso mit dem vergleichsweise geringen baukünstlerischen Rang dieses rustikal einfachen und fast schmucklosen Kirchengebäudes wie mit seiner Eigenart zusammenhängen, ein höchst rätselvolles und dazuhin unerforschtes Gebilde aus allerlei baulichen Absonderheiten zu sein. Obwohl das Martinspatrozinium, zwei schon 1897 aus dem Langhausgemäuer geborgene römische Grabsteine und eine ganze Reihe zufällig zusammengekommener, meist schriftlicher Nachrichten nahelegten, der heute stehende Bau müsse nicht nur durch sich selbst eine historisch interessante Geschichte repräsentieren, sondern auch als das Endglied einer womöglich bis in römische Zeit zurückreichenden Bautätigkeit an diesem Ort angesehen werden, unterblieb klärende Forschung, bis die Not zum Handeln zwang.

Wie an vielen Orten unseres Landes wurden auch in Langenau Ausbesserungen des Kirchenbodens (1954/1961) und Ausschachtungen für eine Umluftheizung (1962) im Verein mit den dabei angeschnittenen Resten abgegangener Bauwerke Anlaß zu bisher vier räumlich begrenzten Bodenuntersuchungen. Auch wenn diese nur den Bereich des dreischiffigen Langhauses der archäologischen Forschung zugänglich machten und den des einschiffigen Gewölbechores nicht berührten, auch wenn sie des chronischen Mangels an Geld und ausgrabungstechnisch geschulten Kräften und der zeitlichen wie räumlichen Beschränkung wegen alle Nachteile von Notunternehmungen in Kauf nehmen mußten, haben sie doch ungeahnte Einblicke eröffnet in den Ablauf einer überraschend reichen, fast fünftausendjährigen Geschichte der Anwesenheit und Tätigkeit des Menschen an diesem Ort und einer bewegten kirchlichen Baugeschichte von wenigstens 1200 Jahren.

I. Vorgeschichtliche Besiedelung (Periode A)

Mehr als zwei Meter unter dem Niveau des heutigen Langhausfußbodens wurde eine wechselnd starke, bis zu 25 Zentimeter mächtige Lössschicht angetroffen, die sich relativ ebenflächig über den splittartigen „Lettenkies“ breitet, welcher am Kirchplatz wie in der ganzen Langenauer Ebene zwischen dem Weißjura der Alb und dem Donaulauf den sog. gewachsenen Boden bildet. Dieser steinlose, lehmig-fette und überaus fruchtbare Lößhorizont barg neben reichlichen Hüttenlehmresten mit Stangenabdrücken und unverkennbaren Brandspuren auch die Fragmente eines mit flachen Jurabruststeinen plattengleich bedeckten Hüttenbodens. Form und Funktion dieser Hütte waren nicht auszumachen, aber die keramischen Beifunde und vereinzelte Steinwerkzeuge und -abschläge bezeugen zweifelsfrei ihre Zugehörigkeit zum frühen Neolithikum. Insbesondere die Bruchstücke von zwei kumpfförmigen, dünnwandigen und zum hellen Grau gehenden Gefäßen sind mit ihren in den lederharten Ton eingeritzten volutenartig kurvenden Strichornamenten (Linearbandkeramik) Ausweis dafür, daß am Platz der späteren Kirche während der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. Menschen siedelten. Damit fügt sich Langenau ein in das gerade in der weiteren Umgebung von Ulm durch Funde besonders gut belegte Bild jener frühesten der durch Ackerbau und Seßhaftigkeit ausgezeichneten Kulturen, deren Träger um die Wende zum 3. vorchristlichen Jahrtausend sich lawinengleich von Osten her über unser ganzes Land verbreiteten und mit ihren Lebens-



Aufn. B. Cichy

Langenau (Kr. Ulm). Stadtpfarrkirche St. Martin
Westfassade von Südwesten

gewohnheiten den Grund legten für alle künftige Entwicklung.

Für den Zeitraum zwischen der Zerstörung der bandkeramischen Siedlung und der Errichtung des älteren römischen Alblimes im 1. Jahrhundert n. Chr. versagen die bei den Grabungen beobachteten, rund 30 Zentimeter hoch über dem neolithischen Horizont anstehenden Erdschichten jede klare Auskunft. Beim Fehlen jedweder Funde bekunden verschleppte Hüttenlehmbröckchen, die Lockerheit und der humose Charakter des Erdreiches lediglich eine sicher langwährende landwirtschaftliche Nutzung des Bodens in vorrömischer Zeit.

II. Die römische Hinterlassenschaft (Periode B)

Das recht bruchstückhafte Wissen um die römische Vergangenheit Langenaus erfuhr durch die unter und vor St. Martin geborgenen Funde eine wertvolle Bereicherung. Bislang war mit Sicherheit nur bekannt, daß die Römerzeit hier einsetzte, als um 85 n. Chr. mit der Einrichtung des älteren Zweiges des Alblimes jene Straße geschaffen wurde, deren Verlauf sich in dem der heutigen Hauptstraße der Stadt großenteils konserviert hat und die als ein Teil der dem Rätischen Limes zeitlich vorgegangenen Grenzlinie die Verbindung herzustellen hatte zwischen den Kastellorten Ad lunam (Ursprung/Lone) und Poinone (oder Pomone — heute Faimingen/Donau). Allerlei sporadische Funde, insbesondere die ihrer Ausmaße und An-

* Diesem Bericht liegt die ausführliche, beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege Stuttgart deponierte Abhandlung des Berichterstatters über die Ausgrabungen in St. Martin zu Langenau und dessen Baugeschichte zugrunde. Dort finden sich detaillierte Auskünfte, weshalb an diesem Ort auf erläuternde Anmerkungen verzichtet werden kann.

lage wegen interessante Villa „Steinhäusle“, bezeugten, daß der fruchtbare Landstrich, vor allem nordwärts dieser Straße, intensiv begangen und bewirtschaftet wurde, nachdem die Grenze an den Nordrand der Alb vorgeschoben war. In jeder anderen Hinsicht, insbesondere im Hinblick auf die Frage, ob Römische auch unter dem heute überbauten Stadtgelände zu finden sei und ob dem Ort womöglich eine besondere Bedeutung zugekommen wäre, ließen sich jedoch nur unbeweisbare Vermutungen anstellen. 1897 konnte Forstmeister Bürger aus dem Fundament und dem Aufgehenden der Westfassade der Martinskirche zwei kolossale, mit Reliefbildwerk bzw. Inschrift ausgestattete römische Grabsteine bergen. Er stieß bei deren Sicherstellung auch auf einige tief im Boden steckende, allerdings unverbundene und sekundär gelagerte Tuffsteinquader. Ihr handliches Kleinformat und ihre Zubereitung wiesen sie als eindeutig römisch aus und rechtfertigten die Annahme, hier oder in unmittelbarer Nachbarschaft müßten die Relikte von römischem Bauwerk zu finden sein. Doch erst die Ausgrabungen von 1962 lieferten den gleichwohl überraschenden und bedeutsamen Beweis.

Unter dem Westteil des Langhauses und beginnend in der Flucht der heutigen Kirchenfassade fanden sich die Überreste eines Bauwerks, dessen römischer Ursprung ebenso außer Zweifel steht wie der besondere Rang, der ihm ehemals zugekommen sein muß. Letzterer erhellt nicht so sehr aus der nahezu quadratischen Grundrißbildung (Innenmaß: 11 m Länge \times 11,70 m Breite) und der exakten Ausrichtung der Anlage nach Westen als vielmehr aus einigen auffälligen Besonderheiten sowohl des verbauten Materials als auch des in den Fundamentsockeln der späteren Kirchenbauten bis zu einem Meter hoch erhaltenen Außenmauerwerks.

Die Ostmauer dieses römischen Baues unterquert das heutige Langhaus. Sie nahm in ihrer Mitte einen anderthalb Meter breiten, von baueinwärts ziehenden Mauerzungen gerahmten und ursprünglich wohl überwölbten Eingang auf und grenzte an einen wenigstens anderthalb Meter breiten, in seiner architektonischen Gestaltung jedoch unbekanntem ostwärtigen Vorbau. Rein bautechnisch bleibt sie als eine 70 Zentimeter starke Mauer aus Jurabrock, eck- und kantentonen- den Hausteinquadern und stark sandigem Mörtel im Rahmen des Üblichen, aber die westwärts anschließenden Längsmauern (und mancher Indizien wegen auch die nicht beobachtete Westseite) sind von auffällig anderer, architektonisch anspruchsvollerer Art. Sie gehören der Zweischalenbauweise, verfolgen diese jedoch nicht durchgängig auf die gleiche Art. Während nämlich die Außenschale durchweg als eine einheitliche Wand aus kleinformigen, sauber versetzten und vermörtelten Handquadern aus einem sehr porösen tertiären Süßwasser-Kalktuff geschaffen wurde, weist die von ihr durch eine Bruchstein-Kiesfüllung abgeordnete Innenschale nur teilweise die gleiche Beschaffenheit auf. So treten bei den an die Eingangsseite angrenzenden Innenwandteilen riesenhafte, meterhohe Blöcke, teils aus weißem Jura, teils aus sehr hartem Kalktuff, an die Stelle der Handquader. Ohne die Gesamtstärke der Mauern (90 Zentimeter) zu verändern, waren sie offenbar nur auf den Schauteiten sorgsam geglättet, während ihren mauerwärts reichenden Teilen lediglich grob-flüchtige Bearbeitung zuteil wurde. An den Fugstellen hatten Bruchsteinkeile Ausgleich zu schaffen.

Ganz offenkundig ging dieser markante Wechsel auf die Innenarchitektur des Bauwerkes ein, denn es ist kaum zufällig, daß die Riesenquader nur auf vier Meter Länge die Innenschale der beiden Seitenmauern bilden und sich genau dort von Kleinquadern ablösen lassen, wo von beiden Seiten Mauerzungen rechtwinklig und anderthalb Meter tief ins Bauinnere vorspringen (s. Abb.). Deren Funktion bleibt unklar, und die Frage, ob auch der westliche Teil des Römerbaues durch eben solche Mauerzüge und den Wechsel in der Schalenquaderung charakterisiert wird, muß, da dieser Bereich unergraben blieb, einstweilen hintangestellt bleiben.

Interessanter jedoch als diese bautechnischen Besonderheiten ist die Tatsache, daß zu den kleinen wie zur Mehrzahl der großen Mauerquader nicht der in der Nachbarschaft anstehende Weiße Jura, sondern Kalktuffe verwendet wurden, die von weit entfernten Orten herstammen. Den porösen Stein für die Kleinquader scheinen die seit der Römerzeit ausgenützten Tuffvorkommen bei Geisingen/Steige, das kompaktere Material für die Großquader aber Lager in der Nähe von Ulm geliefert zu haben. Eine erstaunliche, wenn auch in römischer Zeit nicht ungewöhnliche Gegebenheit, die freilich in unserem Falle nicht ausreichend nur dadurch erklärbar wird, daß die Römer hier wie andernorts die Mühen des jeweils an die 30 Kilometer langen Transportweges einfach darum auf sich genommen hätten, um statt des spröden Jurakalks den seiner Bildsamkeit wegen beliebten Tuff zur Hand zu haben. Nicht nur wären die römischen Baumeister, wann immer sie gewollt hätten, fähig gewesen, das Gemäuer dieses Baues genau wie das der vor der Kirche angeschnittenen römischen Baulichkeiten (s. u.) in Bruchsteintechnik auszuführen, sondern sie hätten sich gewiß auch einen solchen Aufwand nicht einfallen lassen, wenn es sich hier nur um ein landläufiges Gebäude, den Teil einer Villa zum Beispiel, gehandelt hätte.

Bedenkt man dies, die Solidität und Exaktheit der Mauerarbeit und die Tatsache, daß die Reste einer in die Außenschale eingetieften, sicher nicht vereinzelt Blind- oder Fensternische auf eine reichere Durchgliederung auch des Außenbaues hinweist, dann drängt sich der Schluß auf, der Längsmauer Römerbau müsse doch wohl von besonderem Rang gewesen sein. Da an den Teil einer Badeanlage oder einer Fortifikation nicht zu denken ist, bleibt nur, ihn als einen kultischen Bau zu begreifen. In diese Richtung weisen ja auch seine Westung und quadratische Grundrißbildung, beides Eigentümlichkeiten, die vor allem für sog. gallo-römische Tempel bezeichnend sind. An einen solchen werden wir hier zu denken haben.

Unklar blieb, ob zwischen diesem mutmaßlichen Tempel und den Baulichkeiten, deren Grundmauern sich vor der Kirchenfassade fanden, irgendwelche innere und zeitliche Beziehung bestanden hat. Eine organische bauliche Verbindung jedenfalls war nicht vorhanden, wie sich denn die beiden jeweils flach unterkellerten und unter sich zusammengehörenden Bauteile vor der Fassade nach Zweck und Technik wesentlich anders zeigten. Sie waren eindeutig Nutzbauten, und ihre jeweils 60 Zentimeter starken Mauern sind teils im Schichtverband, teils in opus spicatum aus Jurabrock geschaffen. Ohne gesonderte Fundamentierung greifen diese rechtwinklig zusammengefügte Mauern bis zu einem guten halben Meter in den gewachsenen Boden hinunter, und ihr erhaltener Bestand (maximal 1,50 m hoch) weist auf wenigstens mannshohe Kellerräume hin.

Während über dem Fußbodenniveau des Tempels nur Reste vom Kalkmörtelbett eines wohl mit Platten belegten Fußbodens und der von der späteren Zerstörung zeugende Bauschutt, nicht aber Keramik gefunden wurden, war die Schuttfüllung wenigstens des südwärtigen der beiden Keller in Bodennähe angereichert mit einer Vielzahl zerbrochener Gefäße. Darunter befanden sich eine puttgeschmückte Bildlampe, ein Räucherkelch mit gewelltem Breitrand und kegeligem Knaufdeckel, eine rot gefirnißte Schale, Sigillatbruch und allerlei provinzielle rollenverzierte Ware.

Dieses keramische Inventar weist, obwohl ihm einige ältere Stücke zugehören, auf das späte 2. und die erste Hälfte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts und liefert damit wenigstens einen vagen Hinweis auf den Zeitpunkt, an dem die Römerbauten am Ort von St. Martin untergegangen sind: um die Mitte des 3. Jahrhunderts.

Brandspuren auf den Gefäßen und rot verfärbte Jurabrocken im Schutt der Keller wie des Tempels deuten darauf hin, daß dieses Ende von Brand gekennzeichnet war und daß die Bauten gleichzeitig zerstört wurden. Ob sie auch gemeinsam entstanden sind, ist ungewiß. Immerhin bezeugt eine unter dem Fußboden des Tempels entstehende, bis 15 Zentimeter hohe und sigillata-führende Erdschicht, daß zumindest dieses Gebäude erst längere Zeit nach der Einrichtung der in nächster Nähe vorbeiführenden Römerstraße (um 85 n. Chr.) aufgeführt worden sein kann. Bruchstücke von Sigillaten, die sich im Mörtel und der Zwischenschalenfüllung des Tempelgemäuers fanden, weisen in die gleiche Richtung.

Der Zeitpunkt der Entstehung des Tempels ist kaum auszumachen, es sei denn, er wäre die Stiftung jener sicher begüterten und einflußreichen Persönlichkeit gewesen, die sich auf einem der beiden von Bürger aus dem Kirchengemäuer geborgenen Gedenksteine in feldherrenartig-würdevoller Haltung hat darstellen lassen. Von Haug als ein Augustale oder ansässiger Veteran angesprochen, scheint dieser Römer oder Romane in der Zeit des Kaisers Alexander Severus (222—235) gelebt zu haben, denn seine auffallend unrömisch wirkende Tracht entspricht genau der, die für jenen im Rheinland ermordeten Herrscher überliefert ist. Sicher scheint, daß dieser tonnenschwere, auf den Seitenflächen mit den Reliefbildern von tambourinschwingenden nackten Tänzerinnen geschmückte Steinklotz der Teil eines Grabmals war, dessen oberen Beschluß der am gleichen Ort gefundene Inschriftstein bildete. Auf ihm gedenkt ein gewisser Flavius Serenus — eben unser Römer — in treuer Liebe seiner Mutter, seiner Gemahlin und des Sohnes. Sicher auch, daß die beiden gewaltigen Blöcke von den mittelalterlichen Kirchenbauern kaum von weither angeschleppt wurden, nur um dann den einen von ihnen im Fundament verbauen zu können. Sie werden vielmehr immer schon in der Nähe ihres späteren Fundortes, also an der Römerstraße und beim Tempelbau plaziert gewesen sein, so daß eine Verbindung zwischen dem Flavius Serenus und dem Kultbau in jeder, vor allem auch in zeitlicher Hinsicht möglich erscheint.

III. Die Alamannenzeit (Periode C)

Wie schon gesagt, sind die Römerbauten unter und bei St. Martin im 3. Jahrhundert durch Brand vernichtet worden. Man wird angesichts der Tatsache, daß keinerlei Versuche zu ihrer Wiederherstellung erkennbar waren, glauben dürfen, sie seien das Opfer nicht schon des ersten Alamanneneinbruchs (233), sondern erst das des großen und die Römerherrschaft in diesem Bereich endgültig beseitigenden Sturmes von 259/60 geworden. Verlässliche Beweise fehlen, aber vielleicht kann man die Bruchstücke eines relativ dickwandigen handgefertigten Gefäßes, die sich in den oberen Schichten der Schuttfüllung der Römerkeller fanden und eindeutig vormittelalterlich sind, als den Beweis wenigstens für die Urheberschaft der Alamannen an diesem Zerstörungswerk nehmen. War doch dererlei Handware bei diesen zahlreich in Gebrauch. Gesiedelt haben die neuen Herren am Ort der Römerruinen nicht, wohl aber an noch unbekanntem Stellen der näheren und weiteren Umgebung. Das belegen im Verein mit früher schon aufgedeckten Alamannengräbern nun auch einige Be-

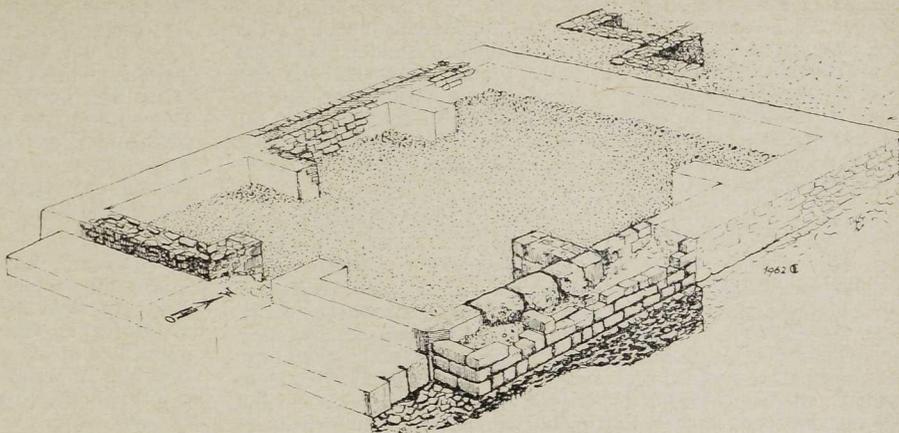
Langenau. St. Martin

Die Anlage des römischen „Tempels“
(um 200—230 n. Chr.)

Im Westen die beiden unterkellerten
römischen Nutzbauten

Die bei den Ausgrabungen sichergestellten
Mauerteile sind durchgezichnet

Zeichnung B. Cichy



stattungen im römischen Tempelbezirk, die, obwohl datierende und Sicherheit schaffende Befunde fehlen, nur als alamannisch anzusprechen sind. So insbesondere die Körperbestattungen zweier Frauen (C/G 1 und C/G 2) im Innern der Tempelruine, die deren Mauern und Fundamente als stabile Grabgrubenwandung mitbenützten. Da die Grabgruben den auffallend geringen Brandschutt des Römerbaues durchstoßen, zugleich aber nach Ausweis der Bodenbefunde allen späteren Überbauungen vorangingen, können die Gräber weder als römisch noch als Innenbestattungen in einem der folgenden Kirchenbauten gedeutet werden. Sie müssen also alamannisch sein.

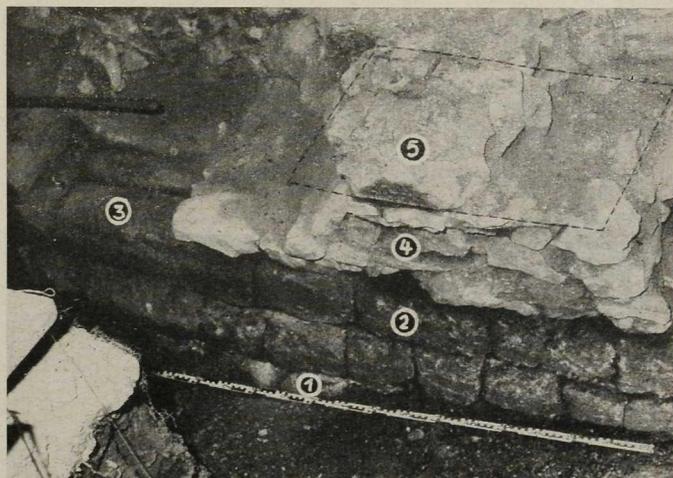
Dafür sprechen auch andere Besonderheiten, so vor allem die Tiefe (je 1,10 m) und Breite (je 1 m) der exakt senkrecht ausgeschachteten und bis in den gewachsenen Boden reichenden Grabgruben. Sie sondern sich damit markant von allen, selbst den frühesten der anderen etwa 150 Gräber ab, die bei den Grabungen zugänglich wurden und von denen keines mehr als 60 Zentimeter Tiefe und Breite erreichte. Den Grund für diese abnormen Abmessungen erläutern die stratigraphischen Befunde: wenigstens drei der zur späteren Überbauung gehörenden Horizonte — eine Arbeitsschicht, ein Lehm-Estrich und eine Bauschuttagerung — sind bis zu 70 Zentimeter tief in die beiden fraglichen Gräber abgesackt. Bloßes Absetzen der Grubenfüllungen kann einen solch tiefen Verstoß nicht erklären, und man wird notwendig glauben müssen, die beiden Toten seien in unverhältnismäßig großen und, wie die reichlichen Reste von verrottetem Holz nahelegen, hölzernen Leichenbehältnissen beigesetzt worden, deren Zusammenbrechen zur Absenkung des Bodens führte.

Wir wissen, daß die Alamannen schon seit dem 5./6. Jahrhundert besonders ihre Edlen öfter in manchmal kunstvoll gearbeiteten Kästen oder Kammern beisetzen, ein Brauch, der sich seit dem 7. Jahrhundert mehr und mehr zugunsten der Bestattung in einem gemauerten oder aus Steinplatten gefügten Grab verlor. Was liegt also näher, als in den ohnehin alamannen-verdächtigen Langenauer Frauengräbern solche Holzkastenbestattungen zu sehen, um so mehr, als aus dieser Sicht auch die sonst unverständlichen Dimensionen der Grabgruben sinnvoll erscheinen.

Beim Fehlen von Beigaben und eingedenk der Tatsache, daß sich gewisse Grabbräuche hier und dort verschieden lang erhalten haben, bleibt der Zeitpunkt fraglich, zu dem die beiden Toten in den Boden gekommen sind. Immerhin weisen mancherlei Indizien auf das 7. Jahrhundert. Da sind einmal die frühesten der eindeutig schon auf einen Kirchenbau bezoge-

nen Gräber, von denen vor der heutigen Westfassade an die Zwanzig beobachtet wurden. Dicht gereiht, sämtlich beigabenlos, nach Osten ausgerichtet und mit seitlich am Körper ausgestreckten Armen lagen die Toten in relativ flachen Gruben, die, wenn schon nicht ringsum, so doch regelmäßig an Kopf- und Fußende, mit Steinpackungen befestigt waren. Zweifellos spielt hier der obengenannte Brauch des gemauerten oder Steinplattengrabes aus dem 7./8. Jahrhundert herein, an dem selbst die weniger begüterten Menschen, um deren Grablage es sich hier offensichtlich handelt, teilhatten. Und da diese Gräber die Existenz einer Kirche voraussetzen, werden die jeder nachrömischen Überbauung vorangehenden, dem älteren Grabbrauch verhafteten und folglich früheren Frauengräber zum Angelpunkt der Frage nach der Entstehungszeit der ersten Kirche an diesem Ort.

Wir haben allen Grund zu der Annahme, zwischen den beiden fraglichen Gräbern und dem ersten christlichen Kultbau könne nur ein relativ kurzer Zeitraum liegen. Denn selbst wenn man einräumt, die Sargung der beiden Bestattungen habe aus dem erwiesenermaßen dauerhaften Eichenholz bestanden, kann zwischen dem Zeitpunkt der Beisetzungen und dem Einsacken des über die Gräber hinwegziehenden Estrichbodens der ersten Kirche kaum mehr als ein Jahrhundert vergangen sein — ein Jahrhundert zudem, das den Aufbau dieser Kirche



Langenau. St. Martin

Reste vom „Römertempel“ (um 200—230 n. Chr.)

1. Bruchsteinfundament
2. Nordmauer-Außenschale aus Tuffquadern
3. Relikte von einer Mauernische in der Außenwand
4. Reste vom Mauerwerk der karolingischen Kirche und flaches Streifenfundament für die Nordpfeiler der Basilika des 11. Jahrhunderts
5. Zerschlagener Juraquader eines Arkadenpfeilers in der Basilika des 11. Jahrhunderts. Gestrichelte Linie bezeichnet die Standfläche des Pfeilers.

links

Römischer Profilblock

als Eckquader im Gemäuer der karolingischen Kirche

Aufnahmen Dr. M. Reistle, Langenau



und auch ihren Abbruch gesehen hat —, sind die Bodensetzungen doch erst erfolgt, nachdem über genanntem Estrich der Schutt der Urkirche als Unterfütterung für den Fußboden des Folgebaues aufgebracht worden war! Nehmen wir dies und unsere Kenntnis der alamannischen Grabsitten zusammen, so bleibt bis zur Beibringung gegenteiliger Beweise nur zu folgern, am Ort eines locker belegten Alamannenfriedhofs der Spätzeit sei noch im Verlauf des 7. Jahrhunderts die älteste Kirche entstanden.

IV. Die ersten Kirchenbauten (Periode I)

Die während der Grabungen gewonnenen Aufschlüsse über Anlage und Aussehen des frühesten christlichen Kultbaues (IA) in Langenau sind spärlich zwar, aber aufschlußreich genug. Zweifelsfrei zu dieser ersten Kirche gehört jener wiederholt erwähnte, bis zu 8 Zentimeter dicke Estrich aus gestampften Lehmschichten. Er war nur innerhalb des von den Außenmauern des Römertempels umrissenen Bereichs festzustellen, ein untrüglicher Beweis dafür, daß der Kirchenbau sich in der Römerruine eingenistet und die Größe des Tempels beibehalten hat. Zudem weisen eine flache Kalkgrube und die vom Abbruch der Kirche herrührende, den Estrich bis zu 25 Zentimeter hoch überdeckende Bauschuttschicht eindeutig darauf hin, daß sich die ersten Kirchenbauer nicht nur den Platz, sondern auch das vom Römerbau erhaltene Gemäuer zunutze machten und es durch Ausbesserung zum Raummantel ihrer Kirche herrichteten. Daß die Römerruine damals noch hoch über den Boden ragte und sich zu solcher Wiederverwendung angeboten haben kann, erhellt aus dem Befund des römischen Mauerwerks: Es liegt ungeachtet der späteren Abarbeitung mit seiner Krone zwischen 50 und 70 Zentimeter höher als der Fußbodenhorizont unseres Kirchengebäudes!

Wir haben es also allem Anschein nach und entgegen der uns sonst von frühesten Kirchen geläufigen Gegebenheiten nicht mit einem Holzbau, sondern mit einem der höchst seltenen Steingebäude des frühen christlichen Mittelalters zu tun. Dem widerspricht auch nicht eine mittschiffs verlaufende Reihung von wenigstens 20 Zentimeter starken, offenbar runden Pfosten. Sie wird der Unterstützung des rund 11 Meter breiten Dachgebälks gedient haben.

Die Ansiedelung einer Kirche in römischem Gemäuer ist so wenig ein Sonderfall wie die Wahl eines älteren, vorchristlichen Friedhofs zu ihrem Standort. Die Zahl der auf römischen Fundamenten ruhenden frühen Kirchen ist so groß, daß Paret z. B. sich zu der (sicher übertriebenen) Behauptung veranlaßt sah, überall dort, wo an einem Kirchort römisches Mauerwerk anzutreffen sei, könne der Römerbau als die erste Kirche gelten. Und wie diese Erscheinung überwiegend mit praktischen Gründen zu motivieren ist, so stehen hinter dem kaum weniger häufigen Brauch, alte Friedhöfe zum Kirchplatz zu machen, solche der Pietät. Muß es doch den christlichen Bauherren und Kirchenstiftern daran gelegen haben, ihre dort im Unglauben bestatteten Vorfahren nachträglich noch der Segnungen des Altares teilhaftig werden zu lassen.

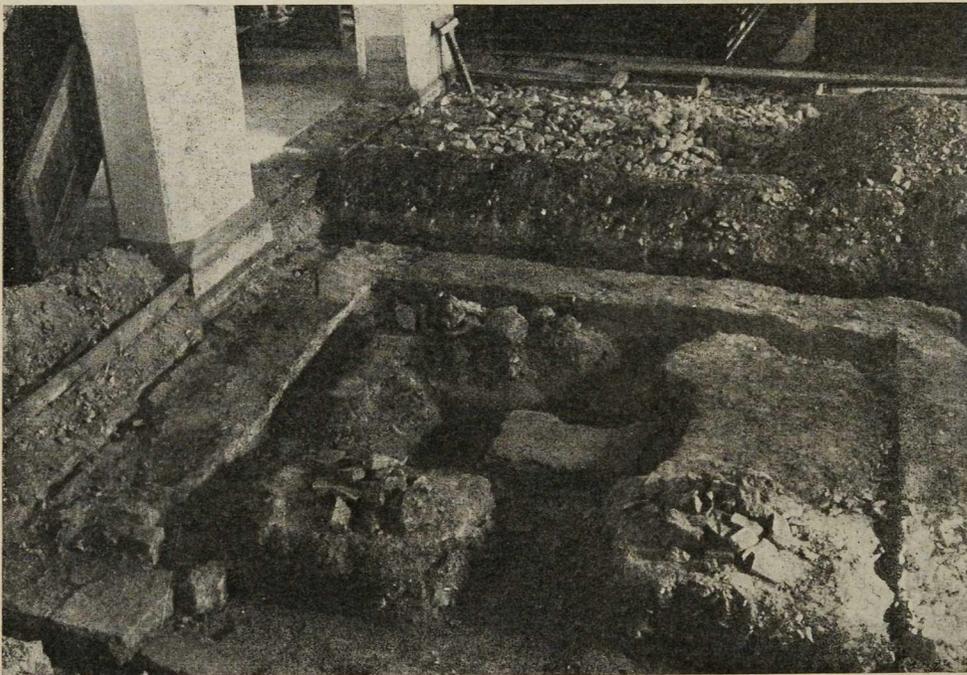
Der durch Römerbau und Friedhof gleicherweise an seinen Ort angezogene Langenauer Urbau ist sicher die Eigenkirche eines in der Nähe ansässigen adeligen Alamannengeschlechts gewesen, wahrscheinlich desselben, das seine Toten früher schon hier bestattet hatte. Ob er eine Weihe empfangen, einen Patron besessen hat, ist unbekannt. Allerdings dürfte erst sein Nachfolger das Patrozinium des hl. Martin an sich gezogen haben, denn dieser gewinnt erst im 8. Jahrhundert unter dem Einfluß der fränkischen Reichskirche seine dann freilich überragende Bedeutung als Kirchenpatron auch im alamannischen Bereich.

Diese zweite Kirche (IB) muß innerhalb kurzer Zeit an die Stelle der ersten getreten sein, ist doch deren Abbruchschutt noch vor dem Einbruch des Bodens in die Alamannengräber als Unterbau für den Fußboden des Neubaus an Ort gekommen. Wie groß aber der zeitliche Abstand immer war, der zweite Bau gehörte jedenfalls seiner ganzen Anlage nach dem 8. Jahrhundert und wahrscheinlich dessen zweiter Hälfte an. Er ließ einen von mächtigen, wenigstens 1,30 Meter starken Bruchsteinmauern ummantelten Einraum (8 m breit, um 10 m lang) ostwärts ausmünden in einen schmaleren, schwach rechteckigen und in sich leicht verschobenen Chor (innen 5,10 m breit, 5,45 m lang) mit einer nur wenig schwächeren Ummauerung und einem gemauerten Blockaltar. Damit gehörte er einem Bautypus, der im 8. Jahrhundert weit verbreitet war und von dem eindrucksvolle Beispiele jüngst z. B. auch in Eßlingen und Unterregenbach freigelegt wurden.

Auf die Anlage seines Vorgängers nahm er nur insofern Rücksicht, als er dessen Längsmauern teilweise zum Fundament der eigenen machte. Da das nur 90 Zentimeter starke alte (Römer-) Gemäuer jedoch den auf fast anderthalb Meter Dicke geplanten Außenmauern als Auflager nicht ausreichte, wurde ihm inseitig ein recht flüchtig aus Bruchgestein und Ziegelschutt gearbeitetes Zusatzfundament von durchschnittlich einem Meter Breite angeschlossen, so daß sich mächtige Fundamentbankette von annähernd zwei Metern Stärke bildeten. Im Zuge dieser Baumaßnahmen räumte man mit dem alten Bestand gründlich auf. Die zur Wiederverwendung sich anbietenden römischen Werksteine wurden größtenteils an die Ecken der aufgehenden Mauern gesetzt oder als Trittschritte für die 15 Zentimeter hohe Stufe verwendet, die vom Schiff zu dem etwas erhöhten Chorraum hinaufführte.

Über Aussehen und Ausgestaltung des aufgehenden Baues wissen wir nichts. Die geringfügigen Reste von farbig getöntem Wandputz reichen nicht aus, den Innenwänden eine künstlerische Bemalung zuzubilligen. Der Fußboden scheint, wie im Chor so auch im Schiff, ein einfacher Lehmestrich gewesen zu sein, der im Laufe der Zeit mehrmals und zuerst nach dem Absacken des Bodens in die Alamannengräber gleichartig erneuert wurde.

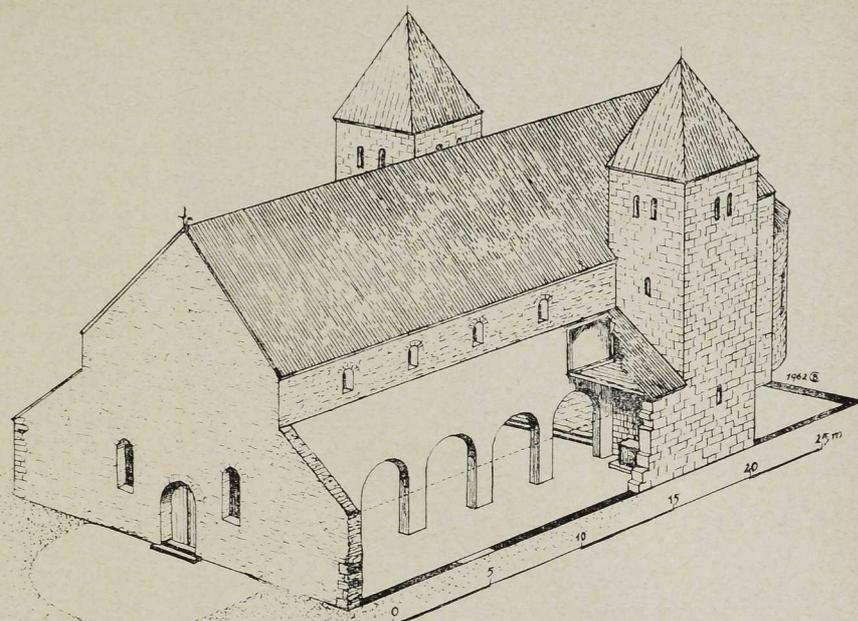
Es muß künftigen, tiefer reichenden Ausgrabungen überlassen bleiben, festzustellen, ob die Kirche ähnlich wie die Eßlinger Vitalis-Cella die Grablage eines edlen Geschlechtes war — eine naheliegende Möglichkeit, da sie wie ihre Vorgängerin in einem solchen als Eigenkirche gedient haben dürfte.



Langenau. St. Martin

Der Rechteckchor
der zweiten (karolingischen) Kirche
mit den Resten des Blockaltars

Aufn. H. J. Palmbach, Langenau



V. Die dreischiffige Pfeilerbasilika (Periode II A)

Die einschiffige Kirche des 8. Jahrhunderts hatte durch lange Zeit Bestand, wurde wiederholt ausgebessert und erhielt zu unbekannter Zeit einen in Form und Abmessung nicht näher zu bestimmenden südwardigen Anbau, auf den geringe Reste von Fundamenten und ein über flacher Bruchsteinrollierung aufgebrachter Plattenboden hinweisen. Aus später zu nennenden Gründen mußte dieser vergrößerte Bau im 10., spätestens um die Mitte des 11. Jahrhunderts einer architektonisch anspruchsvolleren Anlage weichen. Unter zumindest zeitweiliger Beibehaltung des karolingischen Rechteckchores und ohne die Länge des Altbaues nach Westen hin wesentlich zu vergrößern (17,50 m statt 15 m), gewann dieser Neubau durch den Übergang zur Dreischiffigkeit die beachtliche Breite von 17,50 Metern lichten Maß und verdoppelte damit nicht nur die des Vorgängers, sondern erreichte auch annähernd schon die des heutigen Langhauses. Das Mittelschiff öffnete sich beidseits mit vierjochigen Arkaden, deren verlorene Bogen über gemauerten Vierkantpfeilern von langrechteckigem Querschnitt (1 m x 0,80 m) aufgingen, gegen sehr schmale Seitenschiffe, die in Höhe der alten karolingischen Choranschlußmauer in apsidialen Altarnischen endeten. Schlanke, jeweils in der Mitte der Außenmauern angeordnete Pforten führten in die Seitenschiffe, während das Mittelschiff über die aus sauber zugerichteten Juraquadern gefügten drei Stufen eines offenkundig stattlichen Hauptportals (wenigstens 1,60 m breit) betreten werden konnte. Vor diesem fanden sich die Reste eines mit großen Jurafindlingen rollierungsartig unterfütterten Vorplatzes, dessen Gehfläche in sanftem Anstieg kegelförmig gegen das Hauptportal anlieft.

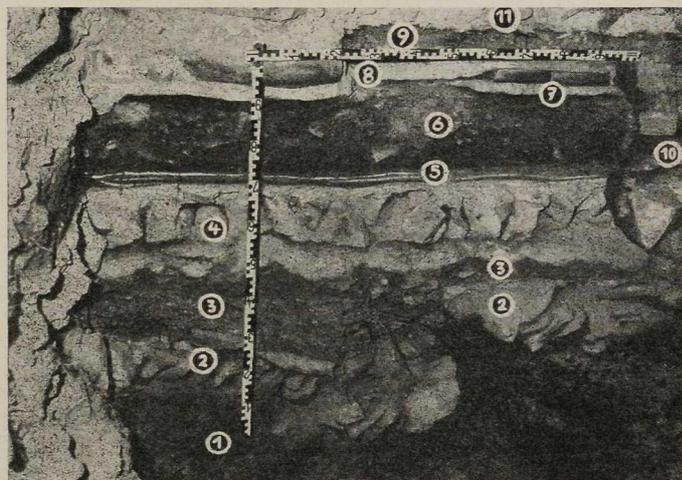
Die ergrabenen Reste dieses zweifellos basilikal gestaffelten und gewölblosen dritten Kirchenbaues geben mancherlei Rätsel auf. Die ungleiche Breite der Seitenschiffe (Süd 3,20 m, Nord 2,50 bis 2,60 m) mag noch als Zufall hingehen. Daß aber die Pfeiler der Nordarkaden von Grund auf aus kleinformatigen Juraquadern aufgemauert waren und auf einem flachen Fundamentband aus Bruchgestein aufsaßen, wo die der Südseite ihre zwar gleichgroßen und ebenfalls gemauerten Stämme durchgängig auf riesige, in die Fundamente des Vorgängers eingesenkte Römerblöcke stellten, ist kaum anders denn als der Hinweis auf zwei sich zeitlich nachfolgende Bauabschnitte, und zwar Süd vor Nord, zu verstehen.

In gleiche Richtung weist auch die merkwürdige Verschiedenheit in der Fußbodenzone. Während das Nordschiff nur einen Dielenbelag erhielt, der nach Ausweis von Balken- und Bretterresten bis zwischen die Arkadenstützen reichte, wurden Mittel- und südliches Seitenschiff einheitlich mit einem soliden Kalk-Estrich über einer bis zu 35 Zentimeter hohen Rollierung aus dem Abbruchmaterial des karolingischen Baues ausgestattet (II A/fb). Da Holzbelag und Estrich das gleiche Oberflächenniveau besitzen, steht ihre Zugehörigkeit zu ein und demselben Fußboden außer Frage.

Weshalb aber dieser erstaunliche Wechsel im Material? Mangels anderer Beweise wird man den Grund dafür einseitigen in der Tatsache zu suchen haben, daß der Bereich, den das Nordschiff einzunehmen hatte, dicht belegter Friedhof war, während das südliche den Platz des mit einem festen Plattenboden versehenen Südanbaues an der Vorgängerkirche okkupieren konnte und die Baumeister hier nicht wie im Norden pietätvoll Rücksicht zu nehmen brauchten auf die sehr flach in den Boden eingelassenen Bestattungen. Mag sein, daß auch die Überlegung eine Rolle spielte, einen Teil der Kirche, eben das

Nordschiff, für Bestattungen im Gotteshaus leicht zugänglich zu lassen. In der Tat haben sich nur in diesem Bereich Gräber gefunden, die einwandfrei als Innenbestattungen in der dreischiffigen Basilika auszumachen waren.

Erstaunlich wirkt nun, daß das Einbringen der mächtigen Estrichrollierung dem Abbruch des alten Rechteckchores nachgefolgt sein muß, geht sie doch über dessen Mauerreste und das Altarfundament hinweg. Ein rätselhafter Befund, denn es steht außer Zweifel, daß die Apsiden der Seitenschiffe Bezug nahmen auf den noch aufrecht stehenden alten Chorbau und daß jener Estrich nicht in Zusammenhang zu bringen ist mit der ostwardigen Erweiterung der Basilika durch den turmbewehrten romanischen Chorbau der Zeit um 1120 (s. u. Periode II B). Bleibt nur der Schluß, es müsse entweder einen heute nicht mehr erkennbaren, unserem Estrich vorangehenden Fußboden in der Basilika gegeben haben oder der Rechteckchor könne einer während der Bauausführung kurzfristig eingetretenen, auf die Erneuerung auch des Hauptchores abzielenden Planänderung zum Opfer gefallen sein. Klarheit werden erst neue Bodenuntersuchungen in den bislang unergrabenen Teilen des heutigen Mittelschiffes bringen können.



Aufn. Dr. M. Reistle, Langenau

Langenau. St. Martin

Schichtenabfolge im südlichen Seitenschiff

1. Erdfüllung in Grab des 8./9. Jahrhunderts
2. Rollierter Bruchsteinplattenboden in Südanbau an die karolingische Kirche
3. Auftragschicht und oberseitig mit der Hacke abgearbeiteter Fußboden, der nach Einbruch des Plattenbodens in das Grab (1) in den Südanbau eingebracht wurde
4. Kalkestrich über Bruchsteinrollierung in der dreischiffigen Basilika des 11. Jahrhunderts
5. Schwemmschichten des Hochwassers von ca. 1348
6. Erdauftrag für Fußbodenerneuerung nach dem Hochwasser, um 1350
7. Kalkmörtelbett und zwei Tonfliesen in der Fußbodenerneuerung um 1350
8. Kalkmörtelbett und Backsteine vom Fußboden im Langhausneubau, nach 1377
9. Planierungsschicht mit Holzdielenresten vom Fußboden im Langhaus, nach dem Brand von 1389
10. Pfostengrube von der Restauration nach dem Brand von 1389
11. Bauschutttauftragungsschicht vom Umbau 1668/69



Langenau. St. Martin

Aufbau der Langhaushochwände

1. Korbbogen der 1668/69 umgestalteten Arkaden
2. Aufmauerung vom unvollendeten Neubau des Langhauses, vor 1377
3. Aufmauerung nach 1377 und vor 1389
4. Obergaden von ca. 1390–1400 mit vermauerten Spitzbogenfenstern und Ochsenaugen von 1668/69

Aufn. B. Cichy

Ähnlich kompliziert ist auch die Frage nach der Zeitstellung der Basilika. Die Grundrißbildung bietet kaum Anhaltspunkte, und Vierkantpfeiler oder die apsidiale Gestaltung von Altarräumen gehören schon seit karolingischer Zeit zum Formenschatz der Kirchenbaukunst. Auch das aus dem Boden geförderte keramische Material versagt eine verlässliche Auskunft. Wohl aber will die saubere handwerkliche Arbeit der Juraquader, aus denen die Pfeiler und die Treppen des Hauptportals geschaffen waren, glauben machen, der Bau sei nicht vor dem 11. Jahrhundert entstanden, der Zeit also, in der das handwerkliche Können aus seiner Barbarisierung in nachkarolingischer Zeit zu einer neuen Blüte fand und der Bruchstein mehr und mehr dem Quader wich. Auch daß die Pfeilerabstände und Abmessungen der Schiffe auf ein Grundmaß zurückzuführen sind, kann als diesbezüglicher Hinweis genommen werden.

Leider verweigern auch die wenigen und dazuhin noch anfechtbaren Schriftquellen, die auf Langenau (Navua, Nave, Naw) und St. Martin Bezug nehmen, Klarheit. Wir wissen zwar aus einem im Oktober 1143 ausgefertigten Schreiben des Walter von Dillingen (1133–1152 Bischof zu Augsburg), daß sein Vater, der in Urkunden bis 1113 faßbare Pfalzgraf Manegold von Dillingen, gegen Ende seines Lebens den Entschluß gefaßt habe, in der ihm durch Erbrecht als freies Eigengut zugefallenen Kirche zu Naw geistliches Leben nach klösterlicher Regel einzuführen, und daß dieses Vorhaben nach dem Tod des Manegold von seinen vier Söhnen auch verwirklicht worden sei. Aber ganz zweifellos besteht zwischen unserer Basilika und der Ansiedlung eines Klosters bei der Martinskirche um 1120 so wenig ein Zusammenhang, wie ein solcher zwischen der Klostergründung und dem großen romanischen Doppelturmchor (II B) sicher ist. Zudem erscheint es wenig glaubhaft, Bischof Walter hätte nur von einer ererbten Eigenkirche gesprochen, wenn diese nicht schon in ihrer basilikalischen Form auf den Vater gekommen, sondern von diesem erst dahin umgebaut worden wäre. Deshalb wird man annehmen müssen, der an Manegold gefallene Bau sei die Basilika gewesen. Ungewiß nur, wann dieser 1070 zuerst beurkundete bedeutende Mann sein Erbe in Naw angetreten hat.

Andererseits ist bekannt, daß Bischof Gottschalk von Freising und Kaiser Heinrich II. am 9. September 1003 zu Bamberg einen Tauschhandel abschlossen, bei dem der Freisinger Bischof einen Hof in Navua gegen zahlreiche Güter und Orte am Regen an die Krone gab. Angesichts der Zahl und Größe der kaiserlichen Tauschobjekte muß dieser curtis in Navua ein bedeutender Besitz gewesen sein, und es erscheint zumindest angängig, einen wesentlichen Anteil an seinem Wert einem ihm zugehörigen Kirchengebäude vom Rang unserer Basilika zuzuschreiben. Erweisbar ist dies freilich nicht, wie es denn erstaunt, in den sonst sehr detaillierten Auskünften der Tauschurkunde nur von dem Curtis, nicht aber von dem für damalige Zeit beachtlichen Kirchenbau zu hören. Mag sein, daß die Kirche in Naw erst nach dem Tausch zur Basilika erweitert wurde und folglich der frühen Romanik der ersten Hälfte oder Mitte des 11. Jahrhunderts zugehört.

VI. Der doppeltürmige romanische Chorbau (Periode II B)

Obwohl die im Ostteil des heutigen Langhauses durchweg auf die Seitenschiffe sich beschränkenden Ausgrabungen manche Einsicht verwehrten und Fragen offen ließen, konnten sie über die bauliche Anlage jenes Chores, mit dem die frühromanische Basilika zu Anfang des 12. Jahrhunderts nach Osten hin verlängert wurde, ein ausreichend verlässliches Bild vermitteln. Unter Berücksichtigung der vorgegebenen Abmessungen des Altbaues und im Verein mit der Niederlegung der beiden Seitenschiffapsiden und der Verlängerung des Langhauses um genau ein Arkadenjoch wurde dem alten Mittel-

schiff ein geringfügig schmalerer, auf stabilen Fundamenten aufruhender Langchor vorgeschaltet. Seine Längserstreckung kann nur geschätzt werden, da sein ostwärtiger Beschluß un-ergraben blieb und gleichwohl gradlinig wie apsidial gewesen sein kann. Immerhin sichern ihm die Fundamente der Seitenwände eine Raumlänge von 10,50 Metern, was genau der lichten Breite des Mittelschiffes entspricht. Zu beiden Seiten wurde dieser Einraum flankiert von jeweils einem über quadratischem Grundriß stehenden Turm (Außenmaß: 5,10 x 5,10 m). Nur vom Chorinnern her zugänglich, scheinen die Türme — nach dem Anfall an Holzresten zu schließen — hölzerne Treppeneinbauten besitzen zu haben. Ihr zwischen 1,10 und 1,30 Meter starkes Mauerwerk war nach Ausweis der vom Südturm erhaltenen Reste von hervorragender handwerklicher Qualität. Zweischalig, gab es an den Außenseiten größere, innseitig kleinere, sauber geflächte Juraquader in exaktem Verband, und eine Bruchsteinfüllung bildete den Mauerkern. Ähnlich wird man sich das gänzlich verlorene Gemäuer des Chores selbst vorzustellen haben.

Wenn auch Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Chorinnenbezirks fehlen und offenbleiben muß, ob der Bau z. B. eine Krypta besaß, sehen wir uns im Hinblick auf seine Bestimmung und Entstehung relativ sicheren Gegebenheiten gegenüber: Er war der Chor für jene Mönchsgemeinde, welche die Söhne des Pfalzgrafen Manegold von Dillingen nach Naw beriefen, als sie den Vorsitz ihres Vaters, hier eine klösterliche Niederlassung zu gründen, in die Tat umsetzten.

Das muß spätestens um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts und ganz gewiß vor 1125 bis 1135 geschehen sein, denn damals faßten die Dillinger den Entschluß, das Stift nach Anhausen/Brenz zu verlegen. In dem oben erwähnten Schreiben des Bischofs Walter von Augsburg, das 1143 die früher erfolgte Stiftung von Anhausen bestätigt, wird diese Verlegung dem einer Klostersiedlung wenig zuträglichen regen Verkehr an diesem Ort (d. h. auf der alten Römerstraße!) zugeschrieben, zugleich aber festgehalten, daß in Naw selbst vordem Mönche schon angesiedelt waren. Dem entspricht auch die Erwähnung eines Reginboldus und eines Adelbertus im Codex hirsaugiensis als Hirsauer Mönche, die in Naw als Äbte regierten. Ob diese beiden die einzigen Äbte während der Bleibe der Mönchsgemeinde in Naw waren oder nicht, ist unerheblich, belegt doch ihre Anwesenheit allein schon, daß das Kloster bei St. Martin durch einige Zeit bestanden hat. Dies bekundet auch der große Chorbau, denn so sicher er vor dem Auszug der Mönche begonnen wurde, so sicher war er nicht das Werk kurzer Zeit. Freilich setzt die Abwanderung des Klosters nach Anhausen nicht zwangsläufig die Vollendung des Chores voraus, aber er muß fertig gewesen sein, als König Konrad III. am 8. Oktober des Jahres 1150 in Naw eine zahlreich



Langenau. St. Martin

Innenwand des Westgiebels (Südhälfte)
mit dem 1389 verbrannten Bruchsteingiebel von 1377
und der Backsteinaufgiebelung von ca. 1395

Aufn. B. Cichy

Nördliche Hochwand des Langhauses und Chor (1441)
In der Chorwand Einstieg zum Wehrturm (nach 1468)

Aufn. Ch. Gralla, Langenau

besuchte Reichsversammlung abhielt. Ihr Gegenstand war ein Gütertausch zwischen den Klöstern St. Blasien und (dem Naw benachbarten) Elchingen, und wenn Naw zu ihrem Schauplatz wurde, dann nur, weil seine große Martinskirche der illustren Gesellschaft den Raum bot, den die wenige Jahre zuvor durch Brand zerstörte Klosterkirche zu Elchingen nicht bieten konnte.

VII. Veränderungen am romanischen Chor (Periode III)

Sicher noch in romanischer Zeit wurde in den Zwickel von Langchor und Südturm ein Anbau (III A) eingefügt, von dessen tonnenüberwölbter Unterkellerung große Teile sich erhalten haben. Vom Aussehen des aufgehenden Baues wissen wir so wenig wie von seiner Zweckbestimmung, wenn man auch mit Rücksicht auf seine chorbezogene Lage daran denken kann, er sei eine Sakristei gewesen. Dergestalt könnte er Beleg sein dafür, daß die Klosterkirche schon bald nach dem Weggang der Mönche als Gemeindegirchendienst tat. Völlig undurchsichtig liegen die Verhältnisse im Hinblick auf einen ostwärts an den romanischen Chor sich anschließenden Bauteil (III B). Von ihm machten die Ausgrabungen nur die Außenseite des nordwärtigen Fundaments zugänglich, das als ein massives, aus überwiegend riesigen Juralesesteinen schichtweise aufgetürmtes Bankett deutlich verschieden ist von der Struktur der Chorfundamente. Angesichts seiner Stabilität und der Reste einer Türschwelle muß es als Unterbau kräftigen und den seitlichen Raumbeschluß bildenden Mauerwerks betrachtet werden, doch versagt es jede Auskunft über Form und Funktion dieser Chorerweiterung. Künftige Ausgrabungen haben hier Klarheit zu schaffen.

VIII. Der erste gotische Chorbau (Periode IV A)

Genau dort, wo auch heute Langhaus und Chor sich scheiden, setzte früher schon die Architektur eines auf Überwölbung angelegten gotischen Chorbaues ein. Beim Fehlen von Bodenuntersuchungen im Innenchorbereich besitzen wir zwar keine Vorstellung von seiner Länge und von der Art seines Schlusses, wohl aber wissen wir, daß seine Gewölbe nicht die Höhe der Wölbung des heutigen, 1441 vollendeten Chores erreichten und daß er mit seiner Anlage wesentlich Einfluß genommen hat auf die Grundrißbildung seines spätgotischen Nachfolgers, z. B. dessen Raumbreite, Gewölbejochgröße und Strebepfeilerabfolge vorbestimmte. Ja, ein großer Teil des heute aufgehenden Chorgemäuers rührt noch von ihm her, ist in den Neubau übergegangen. So gehören die in die später angebaute Sakristei (V B) einbezogenen Strebepfeiler mit dem sie verbindenden Wandteil zu diesem alten Bestand. Daran lassen die Mauerbefunde so wenig einen Zweifel wie der nur diese Teile, nicht aber die des Folgebaues umlaufende, oben mit s-förmigem Profil abschließende Fußsockel.



Da die Fundamente und das Aufgehende der heutigen Seitenschiffe sich durch eine markante Baufrage von den Streben unseres Chorbaues bzw. deren Fundamenten absondern, also später angeschoben wurden, kann der Chor nur auf ringsum freien Stand angelegt gewesen sein. Dies und der Ort seines Ansatzes geben der Möglichkeit Raum, jene unerklärliche Verlängerung (III B) des romanischen Mönchschores könne zeitlich und baulich mit ihm zusammenhängen und als die Vergrößerung des zum Mittelschiff verwandelten romanischen Altarraumes bis eben zu unserem Chor hin gesehen werden.

Wie immer, es bleibt die Frage, was eine derartige Ausweitung der Kirche veranlaßt haben könnte und wer der Bauherr war. Das Kloster Anhausen, das durch das ganze Mittelalter die von den Dillinger Grafen auf das Nawer Kloster und die Martinskirche übertragenen Rechte und Gerechtigkeiten innehatte und durch einen Pfleger sorgsam beobachten ließ, dürfte kaum Veranlassung zu solch aufwendigem Tun gehabt haben. Wohl aber könnten die Grafen von Werdenberg-Albeck dafür verantwortlich zeichnen. Sie hatten im 14. Jahrhundert neben Anhausen den meisten Besitz in Naw, waren dessen weltliche Herren, und Graf Rudolph insbesondere hatte auch einen ausreichenden Grund, die Martinskirche in dieser Weise zu bedenken. Er scheint sich durch allerlei treue Dienste im Kampf gegen das aufsässige Ulm die Gunst König Albrechts I. so ausgiebig gesichert zu haben, daß dieser der Werdenbergischen „villa Naw“ 1301 dieselben Rechte und Freiheiten zugestand, „welche seine und des Reiches Stadt Ulm genießt“. Dieser Vorgang kann sehr wohl Anreiz zur Vergrößerung der Martinskirche gegeben haben, denn wie anders als durch eine namhafte Stiftung an die Hauptkirche dieser „villa Naw“ hätte der Werdenberger des Königs Gunst augenfälliger machen können. Und ganz abwegig ist dererlei Zusammenschau nicht, besagen doch die ergrabenen Befunde, insbesondere eine auf die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzende Überschwemmungskatastrophe (s. u.) eindeutig, daß unser Chorbau der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zugehören muß.

IX. Das dreischiffige gotische Langhaus (Periode IV B)

Als der mit Abstand rätselvollste Teil der heute stehenden Kirche hat immer schon das Langhaus gegolten, zeigt es sich doch als die Summe von vielen baulichen Ungereimtheiten und Abnormitäten: Arkadenpfeiler, die bei gleicher Form nach Stärke und Material verschieden sind; im Südschiff (1668/69 vermauerte) Spitzbogenfenster, die sich genau auf die Arkadenstützen hin öffnen und sinnvoll erscheinen nur in einem auf Einschiffigkeit angelegten Bau; Seitenschiffportale, die ebenfalls in dieser absonderlichen Weise nicht auf Arkadenöffnungen, sondern auf die Pfeiler zuführen; Mauerstreben vor der Westfassade, die völlig deplaziert und unnützlich anmuten, weil sie sich nicht gegen die von innen anlaufenden Hochschiffwände stellen und diesen Widerlager geben, sondern

Langenau. St. Martin

Nahstelle vom Dachgebälk über dem Mittelschiff (links, 1400) und dem Chor (um 1440)

Aufn. B. Cichy

seitlich neben deren Anschlag aufgehen; Mittelschiffwände endlich, deren Obergaden sich schon dem bloßen Augenschein als eine spätere Zutat offenbart und die folglich zunächst fensterlos gewesen sein müssen. Dies alles hat zu den abenteuerlichsten Interpretationen verleitet.

So wollte die Beschreibung des Oberamtes Ulm (II, 1897) wissen, das ursprünglich einschiffige Langhaus sei „vermittelt Durchbrechung der Seitenmauern, von welchen unten nur die Pfeiler stehen blieben, und Anschiffung von Seitenschiffen mit Pultdächern dreischiffig gestaltet“ worden — eine Version, die auch vom Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler (1954) beibehalten wurde, die aber durch die Einsichten der Ausgrabungen und Bauuntersuchungen als völlig haltlos und irrig auszuweisen war. Sie haben gezeigt, daß von einem einschiffigen Vorstadium so wenig die Rede sein kann wie von Pfeilern, die aus dessen Mauern herausgearbeitet sein sollen.

Was heute vor Augen steht, gehört mit Ausnahme der barocken Veränderungen von 1668/69 dem 14. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an und ist nicht das Werk aus einem Guß, sondern das mehr oder weniger zufällige und deshalb so verrätselte Produkt aus allerlei nicht von allem Anfang an auf die dreischiffige Endlösung abzielenden Baumaßnahmen.

Als deren erste hat der Ostteil des nördlichen Seitenschiffes (IV B/1) zu gelten, der zunächst nichts anderes war als ein Einbau in den Zwickel von romanischem Nordturm und erstem gotischem Chorbau (IV A). Er zielte also weder auf den Bau eines neuen, des jetzigen Langhauses, noch öffnete er sich mit einer Arkade zum Kirchenraum hin, und er war erwiesenermaßen der letzte bauliche Akt vor dem Zeitpunkt, zu dem die Martinskirche von einem verheerenden Hochwasser getroffen und verwüstet wurde.

Diese Naturkatastrophe ließ im gesamten ergrabenen Bereich als unverkennbare Spur einen SchwemmhORIZONT zurück, der im Innenraum bis zu 10 Zentimeter, vor dem romanischen Westportal aber 35 Zentimeter Höhe erreicht. Das angelandete Material — steinloser Sand und Kalk — wurde ohne Zweifel von dem sicher meterhoch anstehenden Wasser von Anstrich und Verputz der Wände abgewaschen bzw. aus dem Gefüge des mit einem relativ weichen, stark sandigen Mörtel verbundenen Kirchengäuers ausgespült. Die auffallende horizontale Bänderung der Schwemmschicht, besonders aber eine vor dem Westportal festgestellte vertorfte Zwischenstratè sprechen dafür, die Katastrophe habe sich über einen längeren Zeitraum erstreckt und Perioden von Niedrigwasser und Versumpfung mit neuerlichem Hochwasser wechseln lassen. Erwiesen ist jedenfalls, daß St. Martin erhebliche Schäden erlitt.

So sind Teile des eben betrachteten Zwickelbaues IV B/1 zusammengestürzt, und die dem Anprall der Wassermassen vornehmlich ausgesetzte Westfront war offenbar so mitgenommen worden, daß zu ihrer Sicherung umfangreiche Baumaßnahmen notwendig wurden. Von außen her legte man ihr eine Mauerschale und die beiden Streben vor, die aus dieser Sicht ihre bisherige Rätselhaftigkeit verlieren, gehen sie doch genau auf die Flucht der damals noch stehenden romanischen Arkadenwände ein! Innseitig erhielt der Fassadenmittelteil ebenfalls eine solche stabilisierende Mauerblende, deren getreppter Aufbau heute noch deutlich sichtbar ist. Der vor allem in Mitleidenschaft gezogene Fußboden der Kirche aber wurde nicht einfach gereinigt und ausgeflickt, sondern völlig neu geschaffen.

Da der aufgeschwemmte und sicher noch feuchte Grund als Bodenschicht untauglich blieb, schüttete man im ganzen Kirchenraum eine durchweg etwa 15 Zentimeter hohe Erdschicht über ihn auf und deckte diese größtenteils mit einem Dielenbelag ein. Nur bevorzugten Stellen, etwa den Standplätzen der Altäre und den Portalbezirken, gab man einen stabileren Belag. Hier fandem sich über einem Kalkmörtelbett Tonfliesen (12 x 12 cm) mit eingemodelten Rosetten-, Eichblatt- und Kreismustern. Zum Teil mit einer braunen Glasur überzogen und dem 14. Jahrhundert zugehörig, waren diese Fliesen jedoch so flüchtig, manchmal mit der Schauseite nach unten verlegt, daß ihre Herkunft von dem hochwassergeschädigten Boden außer Frage steht. Und dort scheinen sie lediglich im Mittelschiff (und Chor?) gelegen zu haben, denn dieses war der einzige Raumteil, in dem die Schwemmschicht fehlte — fehlen mußte, weil sie bei der Bergung der wertvollen Fliesen zwangsläufig entfernt wurde!

Als Anhalt für die Datierung des Hochwassers sind die Fliesen als langlebige Erscheinung unbrauchbar. Tauglicher ist schon ein Münzfund, der im nördlichen Seitenschiff zutage trat. Er bestand aus einem nur wenig abgegriffenen Heller, der in einem leider randlosen Gefäß bei dem an der Westwand des romanischen Nordturmes plazierten Altar offenkundig als eine Art Baupfeiler niedergelegt worden war, und zwar im Zusammenhang mit der Fußbodenerneuerung an dieser Stelle. Der Fund lag nämlich über dem Hochwasserhorizont, aber noch unter dem Mörtelbett des neuen, hier aus Fliesen bestehenden Bodenbelags. Da der Heller einerseits einen Prägtypus vertritt, der nach E. Nau Anfang des 14. Jahrhunderts in Schwäbisch Hall kriert wurde und nicht sonderlich langlebig war, andererseits seiner guten Erhaltung wegen nur kurz im Umlauf gewesen sein kann, ist er mit großer Wahrscheinlichkeit im Verlauf der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in den Boden gekommen — ein wichtiger Hinweis auf den Zeitpunkt des Hochwassers.

Leider versagen die Schriftquellen jede Auskunft über das sicher doch die ganze Ortschaft und weitere Umgebung verheerende Hochwasser. Aber da es kaum angängig ist, dieses allein den kleinen Wasläufen der Nachbarschaft und nicht auch dem Zutun der Donau zuzuschreiben, erscheint ein Blick auf die besser bekannte Geschichte der Donaustadt Ulm statthaft und nützlich. Nach A. Rieber wurde dort im Jahre 1348 die große Donaubrücke aus nicht bezeichneten Gründen verlegt und neu errichtet, und was liegt näher, die Ursache dazu in der Zerstörung oder ersten Beschädigung der alten Brücke durch ein Hochwasser, eben das fragliche, zu sehen. Jedenfalls verbietet auch die spätere Baugeschichte von St. Martin, die Katastrophe wesentlich über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaufzurücken.

Der vom Hochwasser gezeichnete und mehr schlecht als recht wieder instandgesetzte Kirchbau erfuhr in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts jene Veränderungen, die sein Langhaus zur heutigen Gestalt brachten. Zunächst wurde die südliche Partie nach Abbruch der romanischen Bauteile zum jetzigen Seitenschiff (IV B/3) umgestaltet, wobei man größtenteils die alten Fundamente mitbenutzte und für das Mauerwerk das vom Altbau stammende Material verwendete. An die Stelle der romanischen Arkaden traten die heutigen, durchgängig aus Backsteinen aufgemauerten Vierkantpfeiler mit ebenso schmucklos kantigen (jetzt verlorenen) Spitzbögen. Gleichzeitig wurde der nordwärtige Zwickelbau (IV B/1) mit einer gleichartigen, zweijochigen Arkade zum Mittelschiff hin geöffnet, ohne daß man ihn zugleich nach Westen hin zu einem echten Seitenschiff verlängert hätte. Die dort angesiedelten romanischen Bauteile blieben stehen — ein erstaunlicher Vorgang, der dafür verantwortlich ist, daß beim nur wenig später dann doch erfolgten Ausbau auch der Nordseite zum Seitenschiff keine Backsteinpfeiler, sondern solche aus Steinquadern aufgeführt wurden. Das wird verständlich nur eingedenk der merkwürdigen Tatsache, daß die so markant verschiedenartigen Pfeiler zu ein und demselben Fußboden in Beziehung zu bringen waren, obwohl sie offenkundig von verschiedenen Werkleuten herstammen und sich in einem gewissen zeitlichen Abstand nachgefolgt sind. Dieser im ganzen Langhaus gleichartige aus Backsteinen (teils auch aus den vom älteren Boden übernommenen Tonfliesen) gebildete Fußboden gehört eindeutig in die Zeit der Hausteinpfeiler und des Ausbaus der Westpartie des Nordschiffes. Während nämlich die Backsteinpfeiler etwas tiefer gründen und den Bodenbelag allseitig gegen ihre Stämme anlaufen lassen, stehen die leicht ausladenden und schwach profilierten Sockel der Hausteinpfeiler auf dem Bodenbelag auf. Damit liegen die Verhältnisse klar: Südschiff und die beiden Arkadenjoche im Ostteil des Nordschiffes sind zeitgleich, aber ihre Räumlichkeiten wurden erst im Verein mit dem Ausbau der Nordseite mit einem Fußboden ausgestattet. Sie waren also noch unfertig, wahrscheinlich sogar noch im Gerüst, als andere Werkleute zweifellos im Auftrag anderer Bauherren daran gingen, das torsohafte Werk zu Ende zu bringen.

Fragen wir nach den Hintergründen dieser ungewöhnlichen Erscheinung und nach der Zeit, so ist zunächst festzustellen, daß das Langhaus in Gänze dreischiffig war, als es 1389 von einem Großbrand getroffen wurde (siehe unten). Denn dieser hat seine unverkennbaren Zeichen ringsum auf den Innenwänden der Seitenschiffe hinterlassen. Den Baubeginn der älteren Langhausteile aber hat man kaum schon um die Mitte des Jahrhunderts zu suchen, sonst blieben die Mühen unverstänlich, die man sich machte, den eben zu dieser Zeit hochwassergeschädigten Altbau zu retten. Und so bieten sich denn wie von selbst zwei bedeutsame Ereignisse in der Geschichte Langenaus als die Ursachen und zeitlichen Fixpunkte dieses aus dem Baubefund selbst unerklärlichen Geschehens an: die Stadtwerdung Naws im Jahre 1376 und der Übergang des jungen Stadtwesens an Ulm im Jahre 1377.

Am 3. Oktober 1376 räumte Kaiser Karl IV. dem Grafen Heinrich von Werdenberg durch kaiserlichen Erlaß das Recht ein, „aus dem Dorfe zu Nawe, gelegen unter der Veste Alböcke, eine Stadt zu machen, sie mit Muren, Graben, Turmen . . . zu umgeben und Stock und Galgen zu haben“. Wir wissen, daß der Werdenberger von diesen Rechten unverzüglich Gebrauch machte und die junge Stadt mit einem toreichen Mauerring umgürtete. Er wird es auch gewesen sein, der den aufs Große abgerichteten Umbau des Langhauses von St. Martin eingeleitet hat in der naheliegenden Absicht, seiner Stadt damit ein baulich imponierendes architektonisches und religiöses Zentrum zu geben. Allerdings scheinen die Werdenberger nicht zuletzt dieser kostspieligen Baunternehmungen in Naw wegen sehr rasch und vor allem so ausweglos verschuldet zu sein, daß sie sich schon am 7. Oktober 1377, nach genau einem Jahr also, gezwungen sahen, die Stadt an das reiche Ulm zu verkaufen.

Dieses historische Geschehen geht genau zusammen mit dem baulichen in der Martinskirche, denn das eine Jahr, das die Werdenberger zur Verfügung hatten, reichte unmöglich aus, den so groß angelegten Umbau des Langhauses fertigzustellen. Sie hatten den Anfang gemacht, die Vollendung aber den Ulmern überlassen!

Diese scheinen an dem Bau in Naw kein allzu großes Interesse gehabt zu haben, und es mag mit dem im gleichen Jahr (1377) beschlossenen Münsterbau zusammenhängen, daß sie an ihm nicht mehr taten als unbedingt notwendig war, um ihn dem Gottesdienst wieder zugänglich zu machen. Sie bauten das Nordschiff aus, setzten die Hausteinpfeiler, zogen den Backsteinboden ein, egalisierten die Hochschiffwände unter Verzicht auf einen Obergaden und deckten das so notdürftig ver-

wendbare Gebäude mit einem die drei Schiffe gemeinsam überspannenden Satteldach. Dieser mannigfach am Bau bestand belegbare „einräumige“ Zustand der Martinskirche mag sich in alten Quellen niedergeschlagen haben und der Ausgang geworden sein zu jener oben erwähnten Sage von dem einschiffigen Langhaus, von dessen Außenmauern die heutigen Arkadenpfeiler herkommen sollten.

Lange Dauer war dieser Notlösung nicht beschieden. Beim bewaffneten Streit Ulms mit dem Helfensteiner Grafen und Schirmvogt des Anhäuser Klosters im Jahre 1389 sank nicht nur der Ort in Asche, daß er „einem Kohlhaufen“ glich, sondern ging auch St. Martin in Flammen auf. Der innseitig tief hinein verbrannte Westfassadengiebel und die braunrot verfarbten Innenwände der Seitenschiffe künden sichtbar von diesem Brand. Und wenn sich nirgendwo in der ergrabenen Bodzone Brandschutt gefunden hat, dann einfach deswegen, weil man ihn wegräumen mußte, um an die Backsteine des Fußbodens zu kommen. Sie nämlich wurden gebraucht und aus ihrem Bett herausgerissen, um die Brandschäden auszubessern, den bislang fehlenden Obergaden (IV B/5) aufzustoßen und den Fassadengiebel auf seine heutige Höhe zu bringen. Diese Vorgänge stehen außer Frage, denn die genannten Bauteile sind im Gegensatz zu dem ihnen unterstellten älteren Gemäuer durchweg Backsteinwerk, und vereinzelt im Gaden verbaute Tonfliesen beseitigen jeden Zweifel. Zudem datiert die mit Rötelfarbstift geschriebene Jahreszahl 1400, die sich auf einem der Mittelständer des nach dem Brand über dem Mittelschiff aufgeschlagenen Dachgestühls fand, die Fertigstellung der Gaden- und Fassadengiebelarchitektur auf die ausgehenden neunziger Jahre des 14. Jahrhunderts.

X. Der spätgotische Gewölbechor (Periode V)

Sicher gleichzeitig mit den Restaurationen am Langhaus wurden die Arbeiten am neuen, heute stehenden Chor (V A) in Angriff genommen. Er hatte Ersatz zu schaffen für seinen am Beginn des 14. Jahrhunderts entstandenen Vorgänger, der, wie der Mauerbefund zeigt, von jenem Brand ebenfalls stark in Mitleidenschaft gezogen worden war. Wesentliche Teile von diesem übernehmend und in der Planbildung von ihm mitbestimmt, wurde der mit schlichten Kreuzrippengewölben geschlossene und mit Fünf-Achtel-Schluß endende Neubau trotz seiner puritanischen, auf allen Aufwand an Zierwerk und Malerei verzichtenden Architektur zum Höhepunkt von St. Martin. Er ist zweifellos das Werk eines kundigen Meisters, in dem man vielleicht ein Mitglied der Familie des berühmten Ulrich von Ensingen vermuten darf, lag doch die Leitung der Ulmer Münsterbauhütte bis 1474 in deren Händen. Und ulmisch ist dieser Chorbau auf jeden Fall.

Allerdings scheinen die Arbeiten recht langsam vorangekommen zu sein, denn die Bauinschrift „hoc op(us) completum est anno d(omi)ni 1441“ läßt im Verein mit dem vermutlichen Baubeginn um 1390 bis 1400 auf eine Bauzeit von rund 40 bis 50 Jahren schließen. Immerhin mag es sein, daß der alte Chor nach dem Brand noch einige Zeit in Benutzung blieb oder aber Geldmangel die Fertigstellung seines Nachfolgers hinauszögerte. Jedenfalls war das Langhaus schon an die 40 Jahre unter Dach, als das Dachgestühl über dem Chor neubau aufgeschlagen wurde — der Grund für jene markante Trennung, durch welche die Dachgebälke über Mittelschiff und Chor körperlich und konstruktiv als eigenständige Gebilde ausgezeichnet werden.

Mit dem Chor zusammen wurde die ihm ostwärts angefügte doppelgeschossige Sakristei (V B) geschaffen. Auch sie gründet auf älterem Gemäuer und gibt ihr ursprüngliches, im 17. Jahrhundert im Untergeschoß verändertes Aussehen nur noch in dem mit einem Kehlstab-Kreuzrippengewölbe überdeckten oberen Raum zu erkennen.

XI. Der spätgotische Wehr- und Glockenturm (Periode VII)

Als sich im April 1462 kaiserliche Truppen und Söldner des Bayernherzogs Ludwig um den mit einem fünftürmigen gotischen Mauerring stark befestigten Kirchhof von St. Martin ein heftiges Gefecht lieferten, nahm nicht nur das Gebälk über dem Chor, sondern auch der damals an heute unbekannter Stelle frei neben der Kirche stehende Glockenturm erheblichen Schaden. Letzterer war nicht mehr zu retten und wurde abgetragen, doch ließ man sich mit einem Ersatz wie mit der Ausbesserung der Dachschäden reichlich Zeit. Erst für das Jahr 1467 bezeugt die Inschrift eines „Maister Heberlin“ die solide Ausflickung des Chordachgebälks, und 1468 bat der Ulmer Magistrat den Bischof von Augsburg, an der Stelle, die für den Turmneubau vorgesehen war, also im Zwickel von Nordschiff und Chor, die Toten ausgraben und umbetten zu dürfen. Wann der Bau des mächtigen, über fast quadratischem Plan (9,20 x 9,30 m) aufgehenden Turmklotzes tatsächlich ein-

setzte und wann er vollendet wurde, ist ebenso ungewiß wie sein ursprüngliches Gesicht, das im 17./18. Jahrhundert durch Aufbauten wiederholt verändert wurde. Sicher ist nur, daß seine drei unteren Geschosse vor 1562 unter Dach waren und daß er nicht auf eine reizvolle Architektur, sondern als ein befristartiger Wehrbau auf Verteidigungsfähigkeit ausging.

Die mächtigen, im Untergeschoß 2,50 Meter starken Mauern erhielten deshalb als Durchfensterung nur kleine schießchartenartige Schlitzfenster, die sich nach innen auf Mauernischen öffnen, an deren Funktion als Standplatz von Schützen oder dergleichen nicht zu zweifeln ist. Zum anderen waren die vom Erdgeschoß separierten Obergeschosse nicht auf normale Begehrbarkeit eingerichtet, sondern nur über einen tunnelartigen Stiegtang zu erreichen, dessen Eintritt heute noch an der Hochwand des Chores sichtbar ist und ehemals über eine lange Leiter erstiegen werden mußte.

Auch das Erdgeschoß hatte ursprünglich keinen Zugang von außen (die heutige ostwärtige Pforte ist nach Ausweis ihres schön profilierten endgotischen Werksteinrahmens eine Zutat des 16. Jahrhunderts). Wohl aber führte immer schon ein durch zwei Türen gesicherter Durchgang aus dem Nordschiff in seinen mit einem (jetzt verlorenen) Kreuzrippengewölbe ausgestatteten Raum. Dieser muß nach seiner Lage und bevorzugten architektonischen Ausbildung vielleicht als der Ort betrachtet werden, an dem der Kirchenschatz deponiert war. Dafür spricht auch eine kleine tonnengewölbte Mauernische, die sich mittels eines kräftigen Sperrbalkens und eigener Tür gesondert verriegeln ließ.

XII. Der frühbarocke Umbau von 1668/69 (Periode VII)

Unter der Bauleitung der beiden Ulmer Werkmeister Leonhart und Martin Buchmüller wurde das gotische Langhaus in den Jahren 1668 und 1669 wesentlich verändert und zu seinem heutigen Aussehen gebracht. Die primäre Aufgabe dieses Unternehmens, an das auf der Chorbogenwand der Ulmer Wappenstein, aufgelegt auf den Reichsadler, mit der Jahreszahl MDCLXIX und Wappen von Ulmer Amtsherren erinnern, war das Einbringen hölzerner Emporen, die der nach dem Dreißigjährigen Krieg sprunghaft angewachsenen Bevölkerung von Langenau mehr Platz schaffen sollten. Da die relativ niedrigen gotischen Arkaden und Seitenschiffe diesem Vorhaben im Wege standen, mußten die Umfassungswände aufgehört werden und die Spitzbögen mit Teilen der Hochwände den jetzigen, wesentlich höher liegenden Korbbögen weichen. Die Pfeiler wuchsen dabei zwangsläufig zu ihrer heutigen Größe auf. Sie wurden an allen vier Kanten abgefast und mit ihren konsolartigen Kämpferleisten ausgerüstet. Die Stämme der Südpfeiler verloren ihre alte Massivität, indem man rund 40 Zentimeter von ihrer ursprünglichen Länge abnahm, wahrscheinlich, um das Blickfeld auf die immer schon auf der Nordseite des Mittelschiffes angeordnete Kanzel zu vergrößern. Denkbar wäre freilich auch, daß diese Abarbeitung aus ästhetischen Gründen erfolgte und die Pfeiler der Nordseite nur deshalb ihren alten Bestand bewahren konnten, weil sie sich als Hausteinwerk einer solchen Reduzierung wenig zugänglich erwiesen.

Ästhetische Überlegungen, insbesondere das echt barocke Verlangen nach vorteilhafter Ausleuchtung des Raumes, sind zweifellos dafür verantwortlich, daß die Buchmüller sich nicht mit der auf die Emporen abzielenden Umgestaltung des Baues begnügten, sondern die gesamte Durchfensterung des Langhauses veränderten. Die durchweg schmalen und mit Maßwerk verstellten Fenster gotischer Zeit wurden, sofern man sie nicht einfach vergrößerte (Nordschiff), zugemauert und durch Ochsenaugen (Gaden) und Rundbogenöffnungen ersetzt.

In dieser barock verwandelten Gestalt ist St. Martin auf uns gekommen (von der nachfolgenden Zeit nur noch an seinem beweglichen Inventar verändert), nicht als ein Zeugnis großer, richtungweisender Kunst, sondern als das Endglied und Produkt einer langen und selten reichen Geschichte.

Werkverzeichnis der Malerin Marie Ellenrieder

Aufruf

Im Sommer 1963 jährt sich zum hundertsten Male der Todestag der bekannten Malerin Marie Ellenrieder (1791–1863). Aus diesem Anlaß bereitet der Kunstverein Konstanz eine Gedächtnisausstellung und die Herausgabe einer abgebildeten Monographie über Leben und Werk der Künstlerin vor. Ein möglichst vollständiges Werkverzeichnis soll abgeschlossen werden.

Hierzu ist es notwendig, daß zunächst alle Standorte von Werken Marie Ellenrieders erfaßt werden. Der Kunstverein Konstanz richtet daher die herzliche Bitte an alle Besitzer von Arbeiten der Malerin, ihn bei seinem Vorhaben zu unterstützen und ihm möglichst umgehend mitzuteilen, welche Ölgemälde, Aquarelle, Pastelle, Miniaturen, Zeichnungen, Kupferstiche, Radierungen und andere Werke sich in Ihrem Besitze befinden. Auch Bilder, die nicht signiert oder die nicht einwandfrei der Künstlerin zugeschrieben sind, jedoch nach Art von ihr geschaffen sein können, bittet der Kunstverein, ihm zu nennen. Allen Kunstfreunden, die mithelfen, das Andenken an Marie Ellenrieder in der vorgesehenen Weise wachzuhalten, danken wir schon heute im voraus herzlichst.

Die Zuschriften sind zu richten an:

Kunstverein Konstanz (Postfach 276)
gez. Dr. Ulrich Leiner